

Von Alexandra Kilian

„Wir sind, Alberto, die hispanische Sektion. Wir sind die spanischsprachige Quadratur des jüdischen Kreises“, dichtete der argentinische Poet Carlos M. Grünberg 1951. Adressat war Alberto Gerchunoff, der Verfasser von „Los gauchos judíos“ (Die jüdischen Gauchos). Das Werk von 1910, längst zum Klassiker avanciert, ist der archetypische Ausgangspunkt der lateinamerikanisch-jüdischen Literatur.

Als Beitrag der jüdischen Einwanderer zur pluralistischen Gesellschaft des Landes steht es im Blickpunkt der Ausstellung „Jüdisches Leben in Argentinien – Beiträge zum 200-jährigen Jubiläum“, die heute im Jüdischen Museum Berlin eröffnet.

Gerchunoff gehörte zur ersten Generation jüdischer Immigranten, kam mit sechs Jahren aus der heutigen Ukraine nach Argentinien. In den 26 Erzählungen seiner Anthologie schrieb er über die Sehnsüchte, Ängste, Erfahrungen, mit denen die ersten Siedler in der Provinz Entre Ríos konfrontiert waren. Mittlerweile bildet die jüdische Gemeinde Argentiniens die größte Lateinamerikas, und Buenos Aires ist nach New York und Jerusalem die drittgrößte jüdische Metropole der Welt.

Die Geschichte jüdischer Immigranten in Argentinien währt fast so lang wie dessen Unabhängigkeit: Schon 1812 erklärte Präsident Bernardino Rivadavia den Staat zum Einwandererland, ab 1853 herrschte Religionsfreiheit, 1876 folgte das Einwanderungsgesetz, das Flüchtlinge aus Frankreich, England und Deutschland ins Land strömen ließ. Sie starteten als Bauern, wie im ersten jüdischen Dorf westlich von Buenos Aires, Moisésville. Daher auch der Name „Guchos“ – auf dem Land wurden die Einwanderer als „Einheimische“ bezeichnet.

1860 ist die erste jüdische Hochzeit bezeugt, zwei Jahre später entstand die erste jüdische Gemeinde „Congregación Israelita de Buenos Aires“, heute als „Congregación Israelita de la República Argentina“ (CIRA) die größte des Landes. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts schwappte eine große Immigrationswelle nach Argentinien. Antise-

# Auf den Spuren jüdischer Gauchos

Das Jüdische Museum in Berlin dokumentiert die jüdische Immigration in Argentinien



Cecilia Roth im Oscar-prämiierten „Alles über meine Mutter“ 1999: Pedro Almodóvars Muse wurde in Buenos Aires geboren

mitische Pogrome in Russland unter Zar Alexander III. zwangen viele Juden zur Flucht nach Westen – auch nach Argentinien.

Um die Jahrhundertwende lebten bereits 6000 Juden am Río de la Plata. Zu dieser Zeit entwickelte sich das kulturelle Leben der Einwanderer: Der Journalist Mijl Hachohin Sinay verlegte die erste Zeitung in jüdischer Sprache, den „Viderkol“. Seitdem entstanden über 40 jüdischsprachige Zeitungen und Zeitschriften. Synagogen, Schulen für jüdische Bildung wie die „Talmud Toiro Harishono“ und jüdische Gewerkschaften zeigen, wie aktiv die Juden am Zeitgeschehen teilnahmen und ihre Werte in die Gesellschaft einfließen ließen.

In der literarisch-jüdischen Tradition Argentiniens herrschte zu Beginn das Bild vom gelobten neuen Heimatland, wie es Alberto Gerchunoff in seinen „Jüdischen Gau-

chos“ beschrieben hatte. Zwar deckte er den harten Alltag der Einwanderer wirklichkeitsnah auf, doch antisemitische Vorurteile deutete er nur an. Obschon die Immigranten damit zu kämpfen hatten: In der „tragischen Woche“ 1919 kam es infolge der Arbeiterunruhen zu Pogromen in Buenos Aires. Tausend Menschen starben.

Zwischen 1933 und 1939 immigrierten 25 000 Juden nach Argentinien. Unter den Intellektuellen – etwa bei Autoren wie Pedro Orgambide und Alejandra Pizarnik – entwickelten sich lebhaft Debatten über jüdische Identität. Auch Gerchunoff, nachdem er den Schriftstellerverband SADE gegründet hatte, widmete sich allein dem journalistischen Kampf, Identität zu schaffen.

Sein Nachfolger Jorge Luis Borges prägte die Literatur Argentinienens wie kein zweiter. Er schuf die

moderne lateinamerikanische Literatur, wurde mit einer neuen Sprache zum Vorbild aller nachfolgenden argentinischen Literaten. Borges war nicht jüdisch, doch das jüdische Modell, die metaphorische Reise nach Israel, die er selbst zweimal verwirklichte, durchzogen seine Werke wie ein roter Faden. Er forderte Komplexität bei der Identitätsfindung der Juden. Jüdische Schriftsteller wie Saúl Sznajder suchten nach wie vor das Nationale durch kosmopolitische Pluralität. Eilahu Toker, argentinisch-jüdischer Lyriker („Padre tierra“ 1997), greift einen weiteren Aspekt jüdischen Einflusses auf: Er versteht die Nachfolgegeneration der Einwanderer, die „sheerit ha-pleitá“, als Bewahrer der jiddischen Sprache. Sie schufen eine eigene jüdische Literatur – Argentinien ist das Land mit der größten literarischen Produktion in Jiddisch.

men Unterdrückung durch die Militärjunta 1976 bis 1983, das Bombenattentat auf die jüdische Gemeinde AMIA 1994 sowie die Wirtschaftskrise 2001, während der kaum namhafte Autoren erschienen, erfährt die lange Tradition spätestens jetzt durch den 200. Jahrestag der Unabhängigkeit und durch die Frankfurter Buchmesse, bei der Argentinien Gastland ist, eine Wiederauflage. So behandelt die Jubiläumsliteratur den Einfluss der Einwanderer, wie „Deutsche Spuren in Argentinien – zwei Jahrhunderte wechselvoller Beziehungen“ von Bernd Wulffen. Biografien bekannter Autoren wie Alejandra Pizarnik werden neu aufgelegt. Das Literaturmagazin des Rowohlt Verlages „Jüdische Literatur Lateinamerikas“ beschreibt die lateinamerikanisch-jüdische Literatur als eigenständigen Literaturzweig, der sich aus dem literarischen Engagement der Einwanderergeneration entwickelte. Mittlerweile leben 230 000 Juden in Argentinien.

Literatur spiegelt die Kultur eines Landes. Auch die Ausstellung des Jüdischen Museums in Berlin ist um das Buch als Objekt des Schaffens und Erinnerns zentriert. Vier Tische mit Bücherbergen bieten sich zum Blättern an: Die Buchhandlung der Erinnerung wurde von den Kuratoren Ana E. Weinstein und Elio Kapszuk eigens geschaffen. 200 Bücher mit Biografien von 200 argentinisch-jüdischen Persönlichkeiten bezeugen, welchen Einfluss diese auf die Gesellschaft Argentiniens ausübten. Selbstverständlich finden sich unter ihnen Daniel Barenboim, Alberto Gerchunoff, Alejandra Pizarnik und Pedro Orgambide. Doch auch Mediziner, wie Nobelpreisträger Cesar Milstein, Rockstar Andres Calamaro, Dramatiker Osvaldo Dragún, der Architekt des „La Monumental“, des größten Stadions in Argentinien, José Aslan und Pedro Almodóvars Muse Cecilia Roth klemmen auf den Buchumschlägen. Zwischen den Deckeln steht auf jeder Seite: Die 200-Jahr-Feier bietet Gelegenheit, jüdische Persönlichkeiten zu erwählen, die durch ihren Beitrag an Kultur, Wissenschaft und Sport an der Dynamik Argentiniens mitgewirkt haben.



Der Dirigent Daniel Barenboim hat argentinische Wurzeln



Jorge Luis Borges ließ sich von der Reise nach Israel inspirieren



Alberto Gerchunoff schuf „Die jüdischen Gauchos“

Wie Daniel Barenboim, auch wenn er in Buenos Aires Geborene in Israel aufgewachsen und mittlerweile in Deutschland tätig ist. Der Dirigent steht für jene Generation jüdischer Argentinier, die nach der Gründung Israels aufbrachen und ihre argentinischen Wurzeln in der jüdischen Kultur verankerten. 2008 erhielt er als erster Israeli die Ehrenbürgerschaft Palästinas, nach der spanischen und argentinischen. Er engagiert sich für den israelisch-palästinensischen Dialog, dirigiert in Kairo, Jerusalem, Buenos Aires – und im Oktober als Sohn Argentiniens in der Alten Oper in Frankfurt zur Eröffnung der Buchmesse.

Barenboim steht symbolisch für die kosmopolitischen Juden Argentiniens, die das ehemals von Gerchunoff so gelobte Heimatland und das Gaucho-Dasein verlassen haben, um jüdisch-argentinische Spuren in der internationalen Kultur und Gesellschaft auszustreuen.

Jüdisches Museum; bis 10. Oktober

## Bekenntnisse eines Massenmörders

Herbert Knaup brilliert im ARD-Dokudrama „Eichmanns Ende“

Von Sven Felix Kellerhoff

Der Mann war mit sich unzufrieden. Es habe ihm „am umfassenden Geist gefehlt“, an der „notwendigen physischen Härte“, und er habe gegen sein „Wollen eine Legion von Leuten“ gehabt, die „gegen dieses Wollen anstanken“, so dass er sich „vertzeln musste in einem jahrelangen Kampf“. Derartige Selbstkritik wäre durchaus lobenswert. Allerdings ist jedes Lob verfehlt bei einem Menschen, der beklagt, „nur“ sechs Millionen Menschen vom Leben zum Tod befördert zu haben statt fast elf Millionen.

Die Zitate stammen vom letzten der insgesamt 67 Tonbänder, auf denen sich Adolf Eichmann in seinem argentinischen Versteck 1956/57 über seine Beteiligung am Holocaust verbreitete. Sein Gesprächspartner war der holländische Journalist und ehemalige SS-Freiwillige Willem Sassen, bestens vernetzt in braunen Kreisen. Aus den Gesprächen sollte eine Art Rechtfertigungsschrift werden. Die 695 Blatt Transkriptionen dieses einzigartigen Interviews mit dem Organisator der Massendeportationen bilden die Grundlage für das Dokudrama „Eichmanns Ende“, das die ARD am Sonntagabend ausstrahlt.

Der Film von Regisseur Raymond Ley setzt das seit vielen Jahren bekannte und im Bundesarchiv zugängliche Interview beeindruckend dicht in Fernsehbilder um. Fragen stellen sich bei der Lektüre der Protokolle genügend: Warum gibt ein weltweit, wenn auch mit durchaus geringem Nachdruck gesuchter Flüchtiger Stunde um Stunde Auskunft über seine Untaten? Warum lässt Eichmann zu, dass Sassen ihn ehemaligen Gesinnungsgenossen geradezu vorführt? Was war sein Antrieb, das kleine private Glück in der Illegalität, unter dem falschen Namen Riccardo Klement, derartig zu gefährden?

Der über 89 Minuten fesselnde Film zeigt, dass die Entdeckung und schließlich Entführung des NS-Verbrechers Eichmann nach Israel überraschenderweise nichts mit dem unvorsichtigen Interview zu tun hatte. Dafür sorgte ein beinahe zynischer Zufall: Eichmanns ältes-

ter Sohn Klaus, genannt: „Nick“, verliebte sich ausgerechnet in Silvia Hermann, die Tochter des deutschen Juden Lothar Hermann, der sich 1942 mit letzter Kraft nach Argentinien gerettet hatte.

Diese Geschichte klingt so ungläubwürdig, dass man sie einem allzu simpel gestrickten Drehbuchautoren zuschreiben würde, wäre sie nicht wahr. Lothar Hermann, der trotz oder gerade wegen seiner Blindheit fast besessen war von der Vorstellung, NS-Verbrecher der Gerechtigkeit zuführen zu sollen, spürte, dass etwas nicht stimmte mit Nick. Und so überredete er seine Tochter, ihm zu helfen. Sie be-



Wiedersehen in Israel: Vera Eichmann (Cornelia Kempers) und ihr Mann (Herbert Knaup)

kam heraus, wo die Familie ihres Freundes lebte, sie ging sogar zu ihm nach Hause – und stand plötzlich Nicks Vater gegenüber.

Lothar Herrmann schrieb einen Brief an Hessens Generalstaatsanwalt Fritz Bauer, der sich aufrecht mühte, die juristische Aufarbeitung der NS-Untaten in Gang zu bringen. Doch Bauer hatte kein Vertrauen in die deutschen Ermittler – und übergab die Informationen an den israelischen Geheimdienst.

Raymond Ley gelingt es, Eichmanns selbstgerechte Lebensbeichte gegenüber Sassen flüssig und selbstverständlich zu verschränken mit der Geschichte seiner Entdeckung. Das liegt vor allem an der großartigen Leistung von Herbert Knaup, der Eichmann intensiver verkörpert als wohl alle anderen Schauspieler, die sich bisher an dieser Rolle versucht haben. Im Fernsehspiel „Die Wannseekonferenz“ von Heinz Schrick (1984) gab Gerd Böckmann den Organisator der „Endlösung“ allzu nüchtern. Im gleichnamigen US-Drama von Frank Pierson (2001) dagegen geriet Stanley Tucci die Figur zu wie-

selhaft-banal bei gleichzeitiger Diabolik, auch wenn er dafür mit einem Golden Globe als bester Nebendarsteller ausgezeichnet wurde. Thomas Kretschmanns Spiel in „Eichmann“ (2007) litt unter schlecht erfindenen Drehbuchideen.

Natürlich hatte es Knaup einfacher als seine Vorgänger: Der Originalwortlaut des Interviews liegt vollständig vor. Und die Situation seines Eichmanns ist weniger unvorstellbar als jene, die Böckmann und Tucci spielen mussten. Dennoch bleibt Knaups Leistung neben dem Drehbuch der Spielszenen die Stärke des Films.

Der freilich auch Schwächen hat. So gerät dem wie gewohnt großartig spielenden Ulrich Tukur die höchst ambivalente Figur des Willem Sassen beinahe zu sympathisch. Cornelia Kempers hätte wohl mehr aus der Rolle der Vera Eichmann machen können. Ohne größeren Wert sind die Zeitzeugen-Interviews; überwiegend handelt es sich um „Erinnerungen“ aus zweiter Hand. Denn die Beteiligten an „Eichmanns Ende“, Sohn Nick und Silvia Hermann, mögen sich auch 50 Jahren nach der Entführung dazu nicht äußern.

Im Abspann schließlich konterkariert Ley die Verlässlichkeit seiner sonstigen Recherchen. „Der Bundesnachrichtendienst wusste spätestens seit 1956 vom Aufenthaltsort Eichmanns in Argentinien“, heißt es dort. Richtig ist jedoch, dass der – übrigens tatsächlich stark von alten SS-Seilschaften durchdrungene – westdeutsche Geheimdienst in der zweiten Hälfte der Fünfzigerjahre neben Dutzenden anderen Hinweisen über Eichmann auch einen Informationsplitter bekam, dem zufolge sich er unter dem Namen „Clemens“ in Buenos Aires versteckt halten sollte. Diese vage Information wurde an die CIA weiter gegeben und versackte dort – wie übrigens auch der Mossad 1958 den Hinweis von Lothar Herrmann zunächst für irrelevant hielt und zwei Jahre lang ignorierte. Am großartigen Spiel von Herbert Knaup und an Leys Verdienst, das Sassen-Interview wieder entdeckt zu haben, ändern derlei Einschränkungen freilich nichts.

ARD, Sonntag, 21.45 Uhr